

Kapitel 1

Sommer 1943 – bevor Anton seine Lehre beginnt

Helmut strahlt, als würde er in die Sommerferien fahren, nicht an die Front. Die Kleinen umringen ihn wie eine gierige Horde Spatzen den Kuchenesser. Sie hängen sich an seine Uniformzipfel und bestürmen ihn mit Fragen. Helmut kommt mit dem Antworten gar nicht hinterher. Ich halte mich im Hintergrund, lehne ich am Gartenzaun, die Hände in den Hosentaschen vergraben, und blinzele gegen die Sonne an, die hoch am wolkenlosen Himmel steht. Es ist noch nicht Mittag und schon läuft mir der Schweiß.

»Ich hoffe, der Krieg ist nicht aus, bevor ich auch alt genug bin, um mitzumachen«, ruft Fritz.

Der Dummkopf! Aber als ich elf war, habe ich auch so gedacht.

Helmut gibt Fritz einen freundlichen Klaps auf den Hinterkopf. »Bis dahin haben wir schon lange gewonnen. Aber vielleicht schafft Anton es noch.«

Ich zucke zusammen. Mutter auch. Sie legt den Kopf leicht schief und sieht Helmut mit diesem Blick an, der mir auch ohne Worte immer das Gefühl gibt, etwas ausgefressen zu haben. Aber unter ihrem missbilligenden Blick kann ich ihre Angst spüren. Denn Helmut hat recht damit, dass auch ich bald ‚dran‘ sein könnte. Ich bin vor ein paar Mona-

ten vierzehn geworden. In vielen Städten haben sie damit begonnen, Oberschüler ab sechzehn als Flakhelfer einzuziehen. Sie müssen die großen Geschütze bedienen und den Luftraum vor feindlichen Flugzeugen beschützen. Vielleicht wird mir das noch eine Weile erspart bleiben, weil ich Lehrling bin, kein Schüler, das fällt unter nützliche Tätigkeit. Dann wäre es letztendlich doch noch zu etwas gut, dass ich nicht das Gymnasium besuchen konnte.

»Was soll das heißen – ‚schaffen‘?«, frage ich. »Es muss ja nicht jeder scharf darauf sein, die Uniform anzulegen und sich für Hitler und seine Gesellen die Hände schmutzig zu machen.«

»Anton!« Mutter schaut sich erschrocken um, ihre Stirn ist in sorgenvolle Falten gelegt. Dabei habe ich darauf geachtet, leise zu sprechen, damit keiner, der eventuell auf der Straße vorbeiläuft, es hören kann.

Auch Helmut's Augen haben sich verdüstert. »Unsere Männer tun da draußen ihre Pflicht fürs Vaterland, und das will ich auch tun. Wie könnte ich zu Hause sitzen, während sich im Osten und Westen die Front immer enger um Deutschland zusammenzieht wie die Schlinge um den Hasen? Ich bin kein Feigling, der sich auf dem Erfolg anderer ausruht.«

Helmut richtet sich gerade auf, die Schultern straff gespannt, ganz der Soldat. Lieschen und Anna lassen erschrocken seine Arme los und schauen mit großen Augen zwischen uns beiden hin und her. Ich möchte mich am liebsten auch an seine Arme hängen und ihn davon abhalten zu gehen. Auch wenn wir uns nicht immer grün waren, er ist doch mein ältester Bruder. Helmut zieht sich die Uniform glatt, die die Mädchen in Unordnung gebracht haben. Der Stoff wirkt im Licht der Sommersonne undefinierbar, eine

Nicht-Farbe, irgendetwas zwischen Braun und Grün. Das ist wahrscheinlich gut, um im Gelände mit Wald und Feld und Erdboden zu verschmelzen. Aber wird es reichen?

»Ich finde nur, dass es sich nicht lohnt, für einen verlorenen Krieg sein Leben aufs Spiel zu setzen«, erwidere ich und richte mich ebenfalls auf. »Was würde Vater dazu sagen?«

»Vater würde wollen, dass ich meine Pflicht tue«, sagt Helmut im Brustton der Überzeugung. »Du klingst fast so, als würdest du dir wünschen, dass Deutschland verliert!«

»Jungs, jetzt reicht es«, sagt Mutter.

Wir ignorieren sie beide.

»Ich wünsche mir nur, dass der Krieg bald aus ist. Egal wie.«

»Genau, das wünschen wir uns doch alle, damit Helmut wieder nach Hause kommt«, sagt Mutter endgültig. »Und jetzt hört auf zu streiten – gerade heute, also wirklich!«

»Was für eine Schlinge zieht sich um uns zu?«, fragt Max.

»Nicht jetzt, Max. Jetzt müssen wir uns von Helmut verabschieden.«

»Wo fährst du jetzt hin?«, fragt Fritz.

»Nach Aachen«, sagt Helmut.

»Wenigstens ist es nicht die Ostfront«, murmelt Mutter. Ich weiß, dass es nur ein ganz schwacher Trost für sie ist. Sie trägt Erich auf dem Arm und scheint nicht einmal zu bemerken, wie er ihr mit seinen kleinen dicken Händchen Haarsträhnen aus ihrem hochgesteckten Dutt zerrt. Mir fällt auf, dass sich schon ein paar graue Strähnen darunter mischen, die im Sonnenlicht schimmern wie silberne Spinnfäden. Arbeitet sie zu viel? Ich will nicht, dass es ihr genauso ergeht wie Vater. Ich nehme mir vor, ihr noch mehr

Arbeit abzunehmen. Wenn man einen Haushalt mit neun Kindern und einen großen Garten zu versorgen hat, kann man ja nur graue Haare bekommen.

Ich löse mich vom Zaun und trete einen Schritt auf Helmut zu. Wie verabschiedet man sich von jemandem, der in den Krieg zieht? Mach's gut, auf bald? Ich strecke eine Hand aus, etwas förmlich vielleicht, aber wir sind ja keine kleinen Mädchen.

»Anton, pass gut auf die Kleinen auf, jetzt, da ich nicht mehr hier bin«, sagt er und drückt meine Hand. Ich nicke, obwohl ich mir im Stillen denke, dass er auch nicht viel getan hat, während er hier war. Aber Mutter hat Recht – keinen Streit mehr heute.

»Und du ... pass auch auf dich auf.«

Mutter wischt sich verstohlen etwas aus den Augen, als Wiebke vortritt und Helmut ein zusammengefaltetes Stück Papier überreicht, auf dem sich eine ganze Familie aus Strichmännchen tummelt: große, mittelgroße und kleine. Fünf der Männchen haben eine Stachelfrisur, die anderen fünf haben Schlappohren, die wohl lange Haare darstellen sollen.

Mutter drückt mir Erich in die Arme und zieht Helmut in eine lange Umarmung. »Mein Großer«, höre ich sie in seine Schulter murmeln. »Ich habe dir ein Extra-Paar Unterhosen und Socken in die Tasche gepackt. Wer weiß, wie oft ihr dort eure Sachen waschen könnt«

»Ja, Mutter«, sagt Helmut und löst sich aus der Umarmung. »Ich verspreche, sauber zu bleiben.« Er grinst und ich frage mich, ob es nur eine Fassade ist, damit wir glauben, ihm würde das alles nichts ausmachen. Mutter tätschelt Helmut noch einmal den Arm, dann öffnet sie ihm das Gartentor.

Wir stehen am Gartenzaun, wir acht zurückgebliebenen Geschwister, und starren mit großen Augen unserem ältesten Bruder hinterher. Ich überblicke die Köpfe der Kleinen, die vor mir aufgereiht stehen, die braunen Wuschelköpfe von Max und Fritz, die aschblonden Zöpfchen von Wiebke, Lieschen, Anna und Lotta. Von uns Geschwistern bin ich der Einzige mit einem kastanienbraunen Schimmer im Haar. Vater hat behauptet, den hätte er mir vererbt – dabei waren seine Haare, solange ich zurückdenken kann, grau.

Helmut dreht sich noch einmal um und winkt. Ich hebe Erichs kleines Patschhändchen hoch und wedele damit in der Luft. »Sag: Lebwohl Helmut!«

»Lebwoh Hämmut«, kräht er.

Kapitel 2

Kurz nach dem Abschied mache ich mich auf, um Gerhard abzuholen, denn heute ist Sonnabend und wir müssen zum Dienst in der Hitlerjugend antreten. Ich kenne keinen Menschen, der so wenig nach der Uhr lebt wie Gerhard, er hat ein ganz eigenes Zeitempfinden. Deshalb gehe ich lieber auf Nummer Sicher und erinnere ihn daran, zum Dienst zu gehen. Wer unentschuldig fehlt, kann in arge Schwierigkeiten geraten. Meine HJ-Uniform habe ich schon angezogen: kurze Lederhosen, Braunhemd, und schwarzes Halstuch mit Lederknoten.

Die Sonne steht jetzt hoch am Himmel und brennt auf meinen Kopf, während ich auf meinem Drahtesel die staubige Landstraße entlang radele. Der Hof von Bauer Moltke, bei dem Gerhard arbeitet, liegt etwas außerhalb unseres Städtchens. Alles scheint in der Nachmittagsshitze zu schlafen, sogar die Luft ist still und unbewegt. Kühe liegen dösend auf der Weide und eine einzelne dicke Hummel schwirrt träge um die leuchtend gelben Butterblumen am Wegesrand. An so einem Sommertag scheint der Krieg weit weg und mein Heimatdorf kommt mir vor wie eine magische Festung aus Tausendundeiner Nacht, über die sich ein Unsichtbarkeitszauber gelegt hat, sodass uns keine Bomber und Jäger und feindlichen Truppen je finden.

Ich gebe mich ein paar Minuten dieser hübschen Illusion hin. Dann taucht der Bauernhof am Waldrand auf; die weißgetünchten Mauern und das rote Ziegeldach leuchten in der Sonne. Ich lasse mein Fahrrad am Zaun gelehnt stehen – hier klaut niemand etwas – und mache mich auf die Suche nach Gerhard. Wie erwartet finde ich ihn in der Nä-

he der Ställe. Dort liegt er im Gras auf der faulen Haut. Die Hände hinter dem Kopf verschränkt schaut er in den blauen Himmel und kaut an einem Blatt Sauerampfer. Er scheint mich gar nicht zu bemerken, obwohl ich nun wirklich nicht schleiche.

»Hallo«, rufe ich in gemäßigter Lautstärke, um nicht den ganzen Hof aufzuwecken.

Gerhard zuckt nicht zusammen. Er wendet mir langsam den Kopf zu und grinst mich von unten herauf an. »Hallo Anton, alter Junge. Kommst du mich auch mal wieder besuchen?«

Ich lasse mich neben ihm ins Gras fallen, lege mich auf den Rücken und starre ebenfalls in den Himmel, um zu erkennen, was Gerhard so in Bann gezogen hat. »Was machst du hier?«

»Stall ausmisten.«

»Das sehe ich.«

»Ich hab nur eine kleine Pause eingelegt. Bei der Hitze kann man nicht erwarten, dass einer pausenlos in einem stickigen und stinkenden Kuhstall schuftet«, sagt er und streckt sich ausgiebig.

»Hoffentlich sehen die Bauersleute das genauso.«

Er lacht den Einwand weg, wie immer. Gerhard ist mein bester Freund, so lange ich denken kann. Wir sind zusammen zur Volksschule gegangen. Jetzt arbeitet Gerhard als Knecht bei Bauer Moltke, bei dem wir beide als Kinder schon oft ausgeholfen haben und dafür Milch und Eier mit nach Hause nehmen durften. Er hätte es schlechter treffen können. Er bekommt hier gut und reichlich zu essen und das scheint ihm zu bekommen. Dünn ist er zwar immer noch, aber kräftiger geworden durch die körperliche Arbeit, und die Wangen sind voller.

Gerhard hebt träge den Arm und deutet auf eine einzelne weiße Wolke am östlichen Horizont. »Die sieht aus wie eine P-51 Mustang, wenn man die Augen ein bisschen zusammenkneift. Findest du nicht?«

Ich bemühe mich, die Augen zusammenzukneifen, kann aber in der harmlosen weißen Schäfchenwolke nicht die Form eines amerikanischen Jägers erkennen.

»Woran siehst du das?«

»Die lange Nase und die eckige Flosse... Na gut, wenn ich es mir recht überlege, könnte es auch eine Jakowlew oder eine Messerschmidt 262 sein.«

»Ah ja. Sei froh, dass die nicht echt ist.«

»Aber zumindest ein deutscher Jäger könnte doch mal über unser Gebiet fliegen. Die brauchen doch welche in Russland, oder? Letztens habe ich hier eine Staffel Heinkel Bomber und Junkers drüberfliegen sehen, aber die werden auch immer weniger. Würde die Me 262 gern mal aus der Nähe besichtigen. Ich habe ein Modell angefangen, aber bisher noch nicht das richtige Gefühl dafür bekommen.«

Gerhards Flugzeugmodellsammlung ist wirklich fabelhaft, alles aus den einfachsten Materialien selbstgebaut, weil er ja kein Geld hat. Flieger aus Pappe, mit Hölzern zusammengesteckt und mit schwarzer Farbe bemalt.

»Irgendwann steig ich auch mal da hoch«, sagt er, und es klingt versonnener, als ich es von ihm gewohnt bin.

»Ich bleib lieber auf dem Boden«, sage ich und springe auf. »Komm, du faule Socke, lass uns mal weiterarbeiten.«

»Soll das heißen, du hilfst mir?«

»Klar.«

Ich packe gerne mit an. Die körperliche Arbeit fehlt mir etwas in meiner Ausbildung zum Uhrmacher, die ich vor kurzem angefangen habe. Ich nehme die Mistgabel entge-

gen und fange an, das verschmutzte Stroh auf die große Schubkarre zu laden.

»Dem Moltke haben sie wieder drei seiner besten Pferde weggeholt. Für die Armee«, berichtet Gerhard, während er mit einem Wasserschlauch den Boden abspült. Wolken von Strohstaub wirbeln auf und ich muss einen Hustenreiz unterdrücken.

»Jetzt haben wir kein Zugpferd mehr für die Feldarbeit und können nur noch den Ochsen vorspannen.«

»Was ist mit Liese?«

»Ach, die ist doch schon zu klapprig für so eine Arbeit.«

Ich höre das nicht gern. »Sie wird doch nicht geschlachtet?« Bei dem Fleischmangel in den Städten bekommt man für Pferdefleisch zur Zeit gutes Geld.

»Ich glaube nicht. Und wenn Moltke etwas in der Art sagt, werde ich mich für sie stark machen«, versichert mir Gerhard.

Wir arbeiten schweigend weiter. Dann wischt er sich die nassen Hände am Hosenboden ab. »So, lassen wir das trocknen, bevor wir das frische Heu reinholen.«

Zusammen schieben wir die voll beladene Schubkarre nach draußen und schütten ihren Inhalt auf den Misthaufen.

Dann laufen wir los in Richtung Pferdekoppel, um Liese zu besuchen.

»Diese Art von Arbeit ist einfach nicht mein Ding«, sagt Gerhard.

»Was würdest du denn lieber machen?«, frage ich, während ich auf die unterste Latte des Koppelzauns klettere und dreimal mit spitzen Lippen pfeife. Liese horcht auf, äugt in unsere Richtung und kommt dann langsam herüber getrabt. Sie ist ein prächtiger Kaltblüter, mit ihrem glänzen-

den hellbraunen Fell, den zotteligen weißen Beinen und der Bliese. Früher sind wir auf ihr über die Felder und Wiesen geritten und haben uns gefühlt wie die Indianer.

»Wenn ich die Wahl hätte?«, fragt Gerhard.

Ich streichle Liese über die Nase und nicke.

»Wenn ich tun könnte, was ich wollte, dann würde ich Ingenieur werden. Flugzeugingenieur.«

Überrascht schaue ich ihn an. »Dafür brauchst du aber Abitur.«

»Spielverderber!« Er wirft eine Handvoll ausgerissenes Gras nach mir und ich ducke mich weg. Liese schnaubt und scharrt mit dem Vorderbein, wie um meine Aufmerksamkeit zurückzugewinnen.

Gerhard Lächeln wirkt nachdenklich. »Willst du denn Uhrmacher werden?«

Ich denke kurz darüber nach, während ich ein paar Kleeblätter für Liese ausrupfe. »Die Arbeit ist nicht so schlecht bezahlt. Und ich habe sowieso keine Wahl. Wir beide nicht.«

»Pff ... du bist so ein Trauerkloß. Ich sage dir, ich will nicht für immer Knecht bleiben. Irgendwann besuche ich noch einmal die Schule und hole das alles nach. Und dann baue ich das erste Passagierflugzeug, das nonstop über den Atlantik fliegen kann. Wirst schon sehen.«

Ich schüttele den Kopf, obwohl ich ihn insgeheim um seinen Optimismus beneide.

Ich schaue zur Sonne und versuche, an ihrem Stand die Zeit abzulesen. »Wir sollten jetzt los.«

»Ich muss dir noch das andere Modell zeigen, das ich angefangen habe. Eine Thunderbolt mit echtem kleinem Propeller ...«

»Keine Zeit dafür.«

Gerhard seufzt theatralisch. Aber er läuft ins Bauernhaus, um seine eigene Uniform anzuziehen.

Wir schwingen uns auf unsere Fahrräder und radeln los.

»Oh, das habe ich ganz vergessen«, sagt Gerhard und holt auf, um neben mir zu fahren. »Ich habe gehört, dass der Burkhardt nicht da ist und wir einen stellvertretenden Kameradschaftsführer bekommen.«

»Wen?«

»Wirst schon sehen.«

»Doch nicht etwa dich?«, necke ich.

»Ich hab doch mit diesem Führerkram nichts am Hut.«

»Dann sag schon, wer?«

Gerhard genießt es offensichtlich, mich auf die Folter zu spannen. »Es wird dir nicht gefallen.«

»Wer ist es?«

»Wilhelm Braun.«

Mir friert das Lächeln auf dem Gesicht ein.

Kapitel 3

»In Linie angetreten. Augen rechts. Still gestanden!«

Die eisenbeschlagenen Fersen von zwölf Paar Stiefeln erzeugen einen lauten Knall, der in dem gepflasterten Hof der alten Weberei widerhallt. Hier ist das Heim unserer Hitlerjugend-Kameradschaft untergebracht.

»Augen geradeaus. Durchzählen!«

Immer dasselbe Spiel. Als ob unsere Führer zu dumm sind, um selbst bis zwölf zu zählen. Ich halte den Blick stur geradeaus gerichtet, wie es uns befohlen wurde, und schreie laut »Zehn«, als ich an der Reihe bin. Nach »Elf« und »Zwölf« schlendert Wilhelm Braun lässig an uns vorbei.

»Wie ihr seht, ist unser Kameradschaftsführer Hans Burkhardt nicht mehr da. Er hat sich freiwillig bei der Waffen-SS gemeldet. Das hab ich auch vor, sobald ich sechzehn bin. Die meisten von euch haben dafür wahrscheinlich nicht genug Mumm in den Knochen. Aber bis wir einen neuen Führer bekommen, werde ich ihn vertreten.« Er lässt selbstgefällig seinen Blick über uns schweifen. Sonst steht er immer zwischen uns, aber ich ahne schon, dass er dieses eine Mal, da er es nicht tut, so richtig ausnutzen wird.

Er klatscht einmal in die Hände. »Also los. Wir machen heut Ordnungsdienst«, fährt Wilhelm fort, »damit ihr alle gut auf Zack bleibt. Rechts um, im Gleichschritt marsch!«

Wir marschieren über den Hof, Runde um Runde, immer der großen roten Hakenkreuzfahne hinterher, die der Reihenerste schwenkt. Die Nägel-beschlagenen Schuhsohlen klicken auf dem Pflaster, das die Hitze des Tages abstrahlt. Obwohl ich die Ärmel meines Hemds aufgerollt habe, läuft mir der Schweiß über Gesicht und Hals. Der

Anführer, Herbert, stimmt ein Lied an: Es zittern die morschen Knochen.

»Wie ist Braun eigentlich an die Position gekommen?« raune ich in eine Gesangspause Gerhard zu, der neben mir marschiert.

»Durch seinen Vater bestimmt«, flüstert Gerhard zurück.

»Alle Mann halt«, brüllt Wilhelm auf einmal. Sofort stoppt die ganze Gruppe wie ein Mann. Das haben wir schon drauf, durch den jahrelangen Drill.

»Hier scheinen ein paar unter uns zu sein, die glauben, sie könnten aus dem Exerzieren ein Plauderstündchen machen.« Dabei durchbohrt sein Blick mich.

»Runter auf die Knie. Alle Mann!«

Ich gehe innerlich grummelnd zu Boden.

»Bedankt euch bei Köhler«, höhnt Wilhelm. »Zwanzig Liegestütze. Und zwar flott!«

Wilhelm gibt die Zählweise vor. Er zählt schnell. Ich kann die Liegestütze problemlos mitmachen, aber aus den Augenwinkeln sehe ich, wie der kleine August am Ende der Reihe sich abmüht. August war noch nie eine Sportskanone. Als alle beim zwanzigsten angekommen sind, stemmt er sich eben aus dem zehnten Liegestütz nach oben. Seine dünnen Arme sind so weit durchgestreckt, dass ich schon befürchte, sie brechen gleich in der Mitte durch wie trockene Äste.

»Geht das auch ein bisschen schneller, oder was?« Wilhelm tritt zu August hin und drückt seinen Kopf wieder nach unten, so dass seine Nasenspitze fast das Pflaster berührt.

Wir stehen inzwischen wieder stramm und rühren uns nicht. Ich würde August gern helfen, aber ich weiß, dass es

mir und allen anderen nur Schwierigkeiten bringen würde, mich mit dem Sohn eines SS-Hauptsturmführers anzulegen. Auch Gerhard weiß das und wechselt einen raschen Blick mit mir, in dem sowohl Mitleid für August als auch eine Warnung liegt. Ich richte meine Augen wieder auf August, der sich jetzt gegen den muskulösen Arm Wilhelms nach oben drücken muss. Das übersteigt seine bescheidenen Kräfte. Nachdem er zum zweiten Mal heruntergedrückt wurde, sackt er vollends zu Boden.

»Aufstehen!«, brüllt Wilhelm ihm ins Ohr. »Du Schlappschwanz! Sowas will ein echter Hitlerjunge sein? Hart wie Kruppstahl, schnell wie ein Windhund, zäh wie Leder? Du bist des Führers nicht würdig!«

Ich atme tief ein und halte die Luft an. August rappelt sich auf und schiebt seine Brille zurück, die ihm beinahe von der Nase gerutscht ist. Er hat einen hochroten Kopf, von der Anstrengung, vermutlich aber auch von der Demütigung, die Wilhelm ihm zufügt. So ein Mistkerl!

»Und was steht ihr anderen hier so rum wie bestellt und nicht abgeholt? An die Wand, marsch marsch!«

Wir rennen alle so schnell wie möglich zur Hauswand am anderen Ende des Hofes, um sie abzuschlagen. Kaum erreichen wir sie, kommt der nächste Befehl: »Zurück, marsch marsch!«

Und so geht es immer weiter. Hin und her und hin und her, dass es einem schwindlig werden kann. August fällt zurück. Je langsamer er wird, desto lauter brüllt Wilhelm ihn an und August sieht aus wie ein verschrecktes Karnickel, das vor dem Fuchs davonläuft. Dann müssen wir uns auf die Kommandos »Hinlegen – auf«, und »Tiefflieger von links«, »Tiefflieger von rechts« zu Boden werfen, wieder aufspringen, wieder fallen lassen. Wieder und wieder schla-

gen meine Hände und Knie auf dem harten Pflaster des Hofes auf.

Ich bin völlig außer Atem, meine Seiten stechen und meine Knie brennen. Ich schaue mich suchend nach August um. Auch er blutet an den Knien und ist kaum mehr in der Lage, sich zu erheben. Trotzdem lässt Wilhelm nicht von seinem Opfer ab. »Und wieder auf. Marsch marsch!«

»Reicht es nicht langsam?«, sage ich in das Gebrüll Wilhelms hinein, bevor ich überhaupt darüber nachgedacht habe. Aber ich kann nicht länger zuschauen, wie er August auf diese Weise quält. Am Ende bekommt er noch einen Hitzschlag und fällt vor Erschöpfung um. Gerhard neben mir seufzt hörbar.

Wilhelm dreht sich langsam zu uns um. »Wie war das?«, fragt er und gibt dabei August etwas Zeit zum Verschnaufen.

Ich merke, dass meine Hände zu Fäusten geballt sind. Am liebsten möchte ich ihm hier und jetzt ins Gesicht sagen, was für ein widerlicher Wurm er ist. Doch ich spüre Gerhards warnenden Seitenblick und ein Teil meines Verstandes kehrt zurück. Ich kann es mir nicht leisten, meinem Ärger Luft zu machen, wenn ich dadurch das Wohlergehen meiner Familie aufs Spiel setze.

»Wie war das?«, fragt Wilhelm noch einmal. Ich erwidere den Blick seiner gewittergrauen Augen, die mich fixieren.

»Ich habe gesagt ...«

»Ja?«

Ich hole noch einmal tief Luft. »Nichts«, sage ich leise. »Ich habe nichts gesagt.« Ich komme mir wie ein Feigling vor.

Wilhelm kneift die Augen kurz zusammen. Schließlich scheint er zu glauben, dass er gewonnen hat. Er lässt mei-

nen Blick los und schaut hinauf zur Turmuhr der nahen Kirche. Gerhard atmet auf. Einige der anderen Jungs rascheln leise mit den Füßen.

»So, ihr Waschlappen. Euer kläglicher Dienst ist für heute vorbei. Jetzt könnt ihr nach Hause zu Mutti gehen und euch unter ihrem Rock verkriechen. Heil Hitler!«

»Der ist nicht mehr zu heilen«, sagt Gerhard leise, nachdem wir außer Hörweite der anderen sind.

Aber ich kann heute nicht darüber grinsen. »Was haben wir verbochen, dass uns jetzt ausgerechnet Braun herumparadiert?« Ich starre finster vor mich hin, während ich mit Gerhard über die Wiesen zur Oder laufe, die am Rande unseres Ortes entlangfließt. Obwohl ich mich darauf freue, die nassgeschwitzte Uniform abzulegen und mich im Wasser abzukühlen, steckt mir immer noch ein Kloß der heruntergeschluckten Wut im Hals.

»Lange wird er uns nicht quälen«, sagt Gerhard. »Die finden sicher bald eine Vertretung.«

»Und was, wenn nicht?« Kameradschaftsführer sind immer ein bis zwei Jahre älter als die Jungs ihrer Züge und viele von denen werden jetzt eingezogen, wie Helmut.

Gerhard lacht. »Komm, sei nicht so brummig. Wir haben's überstanden. Es ist ein wunderschöner Abend. Die Sonne brennt nicht mehr und ich kann schon das Wasser riechen.« Er zieht seine Schuhe und Strümpfe aus, um barfuß weiter im Gras zu laufen.

Ich mache es ihm nach und meine miese Laune verfliegt, als das kühle Gras meine Fußsohlen kitzelt. Dann bemerke ich, dass uns jemand hinterherrennt, und bleibe stehen. Es ist August.

»Hey, August, haste wieder Puste?«, ruft Gerhard ihm entgegen.

Er bleibt hechelnd vor uns stehen und stemmt die Hände in die Seiten. Nachdem er wieder zu Atem gekommen ist und seine Brille hochgeschoben hat, sprudeln die Worte nur so aus ihm hervor. »Jungs, habt ihr morgen Abend Zeit? Sechs Uhr treffen sich alle zum Fußballspielen auf der Wiese beim Judenhügel. Seid ihr dabei? Ich soll allen Bescheid sagen und Herbert meint, euch zwei kann er ganz besonders in der Mannschaft gebrauchen.«

»Gern, wenn Mutter nichts dagegen hat«, sage ich.

»Mit mir könnt ihr rechnen«, sagt Gerhard.

»Ist Braun auch dabei?«, rufe ich August hinterher, der schon wieder abdüst, um den Rest der Jungs zu suchen.

Er bleibt stehen und dreht sich um. »Ja.« Er klingt besorgt. »Er ist Kapitän der gegnerischen Mannschaft.«

»Dann können wir's ihm mal heimzahlen, was?«, meint Gerhard.

Kapitel 4

Ich höre die Kirchenglocken läuten. Zwölfmal schlägt der schwere eiserne Klöppel gegen das Metallgehäuse. Mutter ist immer noch mit der Wäsche beschäftigt. Ausruhen am Sonntag gibt es bei uns nicht. Es ist immer etwas zu tun. Ich sitze bei Erich im warmen Sand, unter dem Schatten der alten Eiche. Er plärrt, weil Lottchen ihm den Sandeimer weggeschnappt hat, und ich versuche, sie zur Auslieferung ihrer Beute zu bewegen. Auf der Straße spielen die Mädchen Hüpfekästchen. Ein Auto fährt hier nur aller Jubeljahr mal vorbei.

Am Nachmittag findet unser Fußballspiel statt und ich hoffe, dass es sich bis dahin ein wenig abgekühlt hat.

»Ach herrje, schon wieder Mittag. Anton, kannst du dich bitte ums Essen kümmern? Topf steht in der Speisekammer«, ruft Mutter, während sie Max und Fritz davonscheucht, die beschlossen haben, zwischen den blütenweißen Laken Haschen zu spielen.

Ich drücke Erich die Schaufel in die Hand – damit ist er erst mal beschäftigt – und gehe ins Haus. Hier ist es angenehm kühl. Ich hole neun Suppenteller aus dem Küchenschrank. Weil heute Sonntag ist, nehme ich die aus weißem Porzellan, mit dem blauen Blumenmuster. Während ich sie auf dem Tisch verteile, muss ich daran denken, dass es eigentlich zehn sein sollten: zehn Teller für zehn Geschwister. Wir werden immer weniger. Mein jüngerer Bruder Frank ist vor einigen Jahren gestorben. Und Helmut, der Älteste, ist jetzt als Flaksoldat bei der Flugabwehr in Aachen.

Ich werfe einen Blick in die Vorratskammer. Der große blaue Emailletopf steht auf einem der Regale, zwischen Gläsern mit Sauerkraut und eingelegten Gurken. Die Kammer ist nicht mehr so gut gefüllt wie früher. Aber im Vergleich zu vielen Städten geht es uns noch gut, weil wir im Garten Gemüse und Obst anbauen.

Im Topf befindet sich der Rest Suppe von gestern, den ich nur aufwärmen muss. Es ist eine einfache Kartoffelsuppe, aber Mutter versteht es, sie so schmackhaft zuzubereiten, dass sie fast mein Lieblingsgericht wäre – wenn es da nicht Mohnklöße gäbe, an die nichts herankommt. Die Ofentür des alten Eisenherdes quietscht und jagt mir eine Gänsehaut über die Arme. Ich fülle Kohlen in den Kohlekasten und zünde sie an. Schon bald füllt sich die Küche mit der Hitze, die die eiserne Herdplatte abstrahlt und ich stelle den Topf darauf. Aus dem Volksempfänger dudelt leise Schlagermusik. Darauf prangt ein Aufkleber in leuchtendem Orange mit der Aufschrift »Denk daran«, an das sich eine Warnung vor dem Empfangen von Feindsendern anschließt. Vater hat sich nie an diese Warnung gehalten.

Vater war ein echter Tüftler, der mich mit seinen selbstgebauten Apparaten immer wieder wieder zum Staunen brachte. Ich kann mich noch gut an den riesigen Fotoapparat erinnern, mit dem er irgendwann ankam – er war klobig, machte aber einwandfreie Aufnahmen. Oder daran, wie er auf dem Holzsitz seines selbstgezimmernten Mopeds über unseren Hof knatterte.

Unter einer Decke, um es vor Staub zu schützen, steht ganz oben im Küchenschrank auch noch das altertümliche Rundfunkgerät mit einem einfachen Quarzkristall. Auch das hat Vater selbst gebaut. Ob das Gerät wohl noch funktioniert? Ich habe es seit Vaters Tod nicht mehr angerührt. Ich

weiß noch genau, wie er eines Tages zu mir sagte: »Anton, ich verrate dir jetzt ein Geheimnis. Aber du musst mir versprechen, niemandem etwas davon zu erzählen. Großes Indianerehrenwort?« Dann steckten wir gemeinsam die Köpfe unter die Decke mit dem Radio zwischen uns und ich lauschte gespannt, wie sich das Knistern und Rauschen langsam in verzerrte Stimmen verwandelte, als Vater die Antenne ausrichtete. Die Stimmen wurden deutlicher, sie sprachen deutsch, obwohl sie nicht aus Deutschland sendeten. Am häufigsten hörten wir den BBC.

Jetzt erfahre ich nur noch durch den Wehrmachtsbericht etwas über die aktuellen Kriegsgeschehnisse. Mutter möchte nicht, dass ich die anderen Sender einstelle. Es wäre zu gefährlich, wenn eines der Kinder es mitkriegt und sich verplappert. Aber ich habe nie Vaters Ermahnung vergessen, nicht alles zu glauben, was aus der Göbbels-Schnauze dröhnt.

* * *

Am späten Nachmittag laufe ich voller Vorfreude mit Gerhard über die Dorfstraßen zu unserem Treffpunkt am Judenhügel. Max und Fritz, die sich das Spiel natürlich nicht entgehen lassen wollen, folgen. Auch Wiebke und Lieschen haben so lange gebettelt, bis ich mich einverstanden erklärt habe, sie mitzunehmen.

Unser Fußballfeld ist eine einfache Wiese am Rand des Ortes mit festgetrampeltem Gras. Ein flacher Hügel neben dem Feld dient von jeher als Tribüne für die Zuschauer. Warum er als Judenhügel bezeichnet wird, weiß fast jeder in der Umgebung, der alt genug ist. 1938 ist hier, inmitten eines Fußballspiels, der jüdische Torwart aus dem Nachba-

rort von SA-Männern vom Platz geschleift und zusammengeschlagen worden. Ich war nicht dabei, aber ich weiß noch, wie im gleichen Jahr in einer Nacht alle jüdischen Geschäfte und Wohnungen in unserer Gegend zerstört wurden. Die Randalierer schmissen das ganze Geld aus den Häusern und Läden einfach so auf die Straße, sodass die Scheine durch die Luft flatterten wie Blätter im Herbst. Als das Geld am nächsten Morgen immer noch unbeachtet auf der Straße lag, ging ich mit ein paar Klassenkameraden hin, um es aufzusammeln. Wir waren ja erst neun, da macht man sich noch nicht viele Gedanken über so etwas. Doch ein SA-Mann zog mich am Ohr davon und warnte mich davor, das ‚schmutzige Judengeld‘ anzufassen.

Auf dem historischen Hügel haben sich schon mehrere Kinder aus der Nachbarschaft versammelt, zu denen sich meine Geschwister gesellen. Auch ein paar Mädels lagern dort am Hang, die Beine damenhaft zur Seite geschlagen und von den hellblauen, gelben und weißen Röcken verdeckt. Ich erkenne Winnifred Bürkel an ihrem langen schwarzen Zopf, der sich um ihren Kopf herumwindet. Sie ist eine ehemalige Mitschülerin von uns und arbeitet jetzt als Pflichtjahrmädel bei der Ernte. Mit einer Hand schirmt sie ihre Augen ab und schaut in unsere Richtung.

»Seit wann interessieren die sich denn für Fußball?«, raune ich Gerhard zu. Er antwortet nicht sofort, sondern grinst etwas dümmlich.

»Vielleicht sind sie nicht wegen dem Ball hier. Ich glaube, die Winni schaut zu dir herüber.«

Ich merke, dass meine Ohren heiß werden, und versetze Gerhard einen leichten Schubs in die Seite. »Quatsch!«

Gerhard lacht. »Siehst du, jetzt winkt sie auch noch. Winni mochte dich schon immer. Vielleicht solltest du nachher in der Pause mal zu ihr hingehen.«

»Lass mich doch mit deinen Mädchen in Ruhe. Ich bin für das Spiel hier.«

»Was hast du denn gegen Mädchen?«

»Nichts. Ich hab halt andere Dinge im Kopf.« Die Wahrheit ist, dass ich mich in der Gegenwart von Mädchen immer in einen Stockfisch verwandele, mit Glubschaugen und stumm aufgerissenem Maul. Deshalb halte ich mich meistens von ihnen fern. Gerhard macht es gar nichts aus, mit Mädchen zu reden, der nimmt alles leicht.

»Achso, dann interessiert die Winni dich nicht. Ist vielleicht die Anneliese Haas eher nach deinem Geschmack?«

Ich seufze und schüttle den Kopf. Plötzlich kommt mir ein Mädchen mit blauen Augen und weizenblonden Zöpfen in den Sinn, und einem Grübchen auf der Wange, wenn sie lächelt. Nur bei ihr würde es mir etwas ausmachen, wenn ich in ihrer Gegenwart nichts sagen könnte. Aber davon weiß nicht einmal Gerhard.

»Alle mal herkommen«, ruft Herbert Volbaum, unser Mannschaftskapitän. Ich bin erleichtert über die Unterbrechung. Wir scharen uns um Herbert. Er zählt uns durch und teilt uns für die unterschiedlichen Positionen ein. Ich werde Mittelstürmer, Gerhard steht in der Abwehr. In einigem Abstand versammelt sich die gegnerische Mannschaft um Wilhelm Braun, der über den Köpfen aller anderen aufragt.

Gerhard stößt mich leicht mit dem Ellbogen an und deutet in Wilhelms Richtung. »Der gibt aber auch an. Die Schuhe glänzen ja wie frisch geleckt.«

Ich werfe einen Blick auf Wilhelms Füße. Er trägt tatsächlich niegelneue Fußballschuhe, schwarz mit einem weißen Streifen und richtigen Stollen an den Sohlen. Wir betrachten beide gleichzeitig unsere abgenutzten braunen Lederschuhe, die für jede Gelegenheit erhalten müssen. Schuhe ausschließlich zum Sport zu haben – das kann sich hier kaum einer leisten. Dafür hat Gerhard auf seinem Hemd das schwarze Kleeblatt auf gelbem Grund von unserer Mannschaft, dem SC Hertha Breslau, aufgeklebt.

»Alles klar, Jungs, das wär's. August und Gustav sind heute unsere Ersatzspieler«, verkündet Herbert.

August nickt und bemüht sich um einen tapferen Gesichtsausdruck. Er und Gustav sind es schon gewohnt, immer auf der langen Bank zu sitzen. August, das Lehrersöhnchen, gilt als zu schwach, um der Mannschaft von Nutzen zu sein, und Gustav hat kaum Kondition.

Während sich die restlichen Spieler auf dem Feld verteilen, trete ich zu Herbert hin. »Hör mal, ich weiß ja, dass August nicht der Schnellste ist. Aber warum lässt du ihn nicht ins Tor?«

Herbert hebt skeptisch die Augenbrauen. »August als Torwart? Der sieht doch den Ball nicht mal kommen, wenn der Gegner zwei Schritt vor ihm steht.«

Leider hat er nicht ganz unrecht. Durch seine dicken Brillengläser wirkt August manchmal wie ein Goldfisch, der hinter seinem Glas hervoräugt.

»Das gleicht er durch seinen Eifer wieder aus. Lass es ihn doch wenigstens mal versuchen.« Ich weiß nicht genau, warum ich mich für August einsetze. Vielleicht, weil er mich an meine jüngeren Brüder erinnert. Außerdem hat er mir in der Schule oft geholfen und mit mir geduldig Diktate geübt,

selbst wenn die Buchstaben immer gemacht haben, was sie wollten.

»Ich überleg' mir das, Anton. Aber nicht von Anfang an«, sagt Herbert und damit ist die Sache für ihn erledigt.

Herbert und Wilhelm, die beiden Mannschaftskapitäne, treten sich an der gedachten Mittellinie des Spielfelds gegenüber. Um ihre Arme haben sie Tücher in unseren Mannschaftsfarben gewickelt: schwarz für Wilhelm, weiß für uns. Wilhelm starrt auf Herbert herab, den er um einen halben Kopf überragt.

»Mit der Mannschaft willst du gewinnen?«, sagt Braun. »Ein Haufen Schlappschwänze seid ihr, das habe ich doch gestern beim Dienst schon festgestellt.«

»Ach ja?«, gibt Herbert zurück. »Wir werden ja sehen, wer nachher noch das große Maul hat.«

Ich fange einen Blick von Gerhard im hinteren Teil des Spielfelds auf. Er zeigt auf Wilhelm und deutet einen Tritt in Gesäßhöhe an. Dann hebt er die Daumen und grinst. Ich lache und nicke. Ja, zeigen wir's ihm!

Unser Schiedsrichter Olaf, passenderweise der Sohn des Amtsrichters, lässt die Münze hoch in die Luft segeln, sodass sie im Sonnenlicht aufblitzt, und fängt sie mit beiden Händen wieder auf. Ich spüre, wie mich eine Welle der Aufregung durchströmt. Gleich geht es los. Er öffnet die Hand und ruft: »Kopf.«

Wilhelm grinst Herbert siegesgewiss an. Er hat Anstoß. Der abgewetzte braune Lederball, der an einer Seite schon eine leichte Delle hat, liegt vor ihm im Gras. Olaf entlockt seiner Trillerpfeife einen schrillen Pfiff und das Spiel beginnt.

Wilhelm passt den Ball direkt in hohem Bogen auf Niko, seine Sturmspitze, doch er wird abgefangen von

Gerhard, der sich mit seinem ganzen langen Körper davor wirft und den Ball an der Brust abprallen lässt.

»Gut gemacht«, »Sauber«, kommen Rufe von den Kameraden auf dem Feld und auf der Tribüne.

Gerhard gibt den Ball weiter an mich; ich bringe ihn sicher übers Mittelfeld und übergebe an Herbert. Wir durchbrechen die Abwehr der Schwarzen mit Leichtigkeit. Die Kinder auf dem Hügel beginnen zu johlen und zu pfeifen.

»Wo ist denn deine Abwehr, Braun?«, brüllt Herbert höhnisch. Doch dann – Abpfiff des Schiedsrichters wegen Abseits.

Anstatt zu diskutieren geht es sofort weiter. Die zwanzig Spielminuten wollen ausgenutzt werden. Einwurf Schwarz. Wilhelm drängt mich grob beiseite und nimmt das Leder entgegen. Er sprintet damit auf unser Tor zu. Ich hefte mich an seine Fersen. Wilhelm ist schnell, das muss man ihm lassen, hätte ich einem Typ mit seinem Körperbau gar nicht zugetraut. Ich muss ihn irgendwie aufhalten, also werfe ich mich zu Boden und schlittere mit ausgestreckten Beinen voran. Gras und Erdbrocken spritzen auf beiden Seiten meiner Fersen in die Höhe und hinterlassen eine Schneise im Rasen. Es gelingt mir, den Ball zwischen Wilhelms Füßen wegzukicken, ohne ihn zu foulern. Gerhard fängt ihn kurz vor der Linie ab und schießt ihn zurück auf die andere Seite des Platzes.

»Hey!«, brüllt Wilhelm und rennt auf den Schiedsrichter zu. »Hey! Olaf, du alter Hammelkopf, das war Aus!«

Aber das Spiel läuft weiter. Während ich mir noch den Hosenboden abklopfe, landet der Ball plötzlich im gegnerischen Tor. Martin war's. Ja! Ich klatsche mit Gerhard ab.

Im Verlauf der ersten Halbzeit gelingt es unserer Mannschaft, noch zwei Tore zu erzielen, eins davon durch mich.

Fritz und Max schreien sich die Kehle aus dem Leib und halten es keine Minute im Sitzen aus. Aber auch Mannschaft Schwarz kann sich einige Treffer erkämpfen. Mit verbissener Miene arbeitet sich Wilhelm immer wieder nach vorn. Er will wohl das Spiel ganz allein schmeißen. Leider scheint er damit Erfolg zu haben. Dank seines Einsatzes steht es in der Halbzeitpause vier zu drei. Für Schwarz.

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und finde mich mit Gerhard zusammen bei meinen Geschwistern am Hügelhang ein. Wir lassen uns ins Gras fallen und trinken das Wasser, das ich mitgebracht habe.

»In der zweiten Hälfte knöpft ihr euch die noch mal ordentlich vor«, posaunt Fritz. »Das war ein Klasse Tor, Anton!«

»Ja, aus einer guten Entfernung, mitten rein in die gute Stube«, bestätigt Gerhard und lacht.

»War Glück«, sage ich, grinse aber zufrieden.

Ich liege auf die Ellbogen gestützt, die Füße den Hang hinab gerichtet, und blinzele über das leere Spielfeld. »Das wird nicht leicht. Braun hat einen harten Tritt drauf, das kriegt unser Johannes nicht immer gehalten. Und er ist wie ein Panzer. Wenn er einmal loslegt, mäht er schon allein mit seiner Masse alle nieder, die sich ihm in den Weg stellen«, analysiere ich.

»Dafür haben wir ja Herbert, der ist wirklich so schnell wie ein Windhund.«

»Ein Tor müsst ihr aufholen, dann noch eins dazu«, sagt Max. »Das kriegt ihr hin.« Das unendliche Vertrauen jüngerer Geschwister in den großen Bruder spricht aus seinen Augen.

»Anton«, quietscht Lieschen plötzlich. »Die Wiebke hat mir meinen Grasmann kaputt gemacht.«

Ich stütze mich auf die Hände und drehe mich zu meinen Schwestern um. »Deinen was?«

Lieschen deutet auf einen zerfledderten Haufen Gras, der in Wiebkes Schoß liegt. »Eine Graspuppe hab ich ihr gebastelt. So eine schöne! Und jetzt hat sie sie kaputt gemacht.«

»Die ist sofort auseinandergefallen, als ich sie nur angefasst habe«, sagt Wiebke und schaut mich an, als könnte sie kein Wässerchen trüben.

Wie soll ich sie da ausschimpfen? Ich kann auch, ehrlich gesagt, das grausame Ende der Graspuppe nicht so sehr bedauern wie meine Schwester. In meinem Kopf drehen sich immer noch die Ereignisse des Spiels und aus den Augenwinkeln sehe ich die Gruppe der Mädels zusammensitzen und lache. Ich hoffe, dass sie nicht zu uns herüberkommen.

In Lieschens Augen sammelt sich eine bedrohliche Menge an Flüssigkeit, die überzulaufen droht. Da hält Gerhard ihr etwas vor die Nase. Es ist ein zusammengefaltetes Büschel aus langen, grünen Grashalmen, das durch zwei Umwicklungen in einen Kopf und einen Rumpf aufgeteilt ist; die fransigen Enden bilden einen Rock und ein durch den Rumpf gestecktes Stöckchen die Arme. »Da, kannst meine haben.«

Lieschen nimmt die neue Puppe strahlend entgegen.

»Wie hast du die denn so schnell gebastelt?«, frage ich und lache überrascht auf.

Gerhard neigt kurz den Kopf zur Seite und grinst, so dass das Grübchen an seiner rechten Wange sich tief einkerbt. »Talent, mein Junge, Talent. Es ist eine sehr nützliche Fähigkeit, schnell mal einen Grasmann basteln zu können.«

»Offensichtlich.« Ich schüttle den Kopf. »Gut, dass du zur Stelle warst.«

»Jederzeit dienstbereit.»

Auf einmal fällt ein Schatten über mich. Ich drehe mich um und schaue durch die V-förmige Öffnung von einem Paar kräftiger Beine, die in kurzen Hosen und Wadenstrümpfen stecken und mit glänzenden schwarzen Schuhen an den Füßen enden. »Köhler und Engler spielen mit den kleinen Mädchen«, schnarrt es von oben.

»Zisch ab, Braun,« sage ich.

»Oh, lasst euch nicht stören. Ich kann ja meinen Vater fragen, ob ihr dem BDM beitreten dürft – dann könnt ihr in Zukunft für die Soldaten Butterbrote schmieren, wenn euch die Arbeit von echten Männern zu hart ist.«

Ich wünsche mir, dass ich in solchen Situationen schlagfertiger wäre, aber mir fällt auf Anhieb nichts Passendes ein.

»Klar, beim BDM gibt's wenigstens hübsche Mädels,« erwidert Gerhard ungerührt.

Wilhelm spuckt auf den Boden. »Aus sowas wie euch werden nie ordentliche deutsche Soldaten. Aber was will man bei dir auch anderes erwarten, Köhler! Es wissen ja alle, wen dein Vater gewählt hat.«

»Ich hab gesagt, zisch ab!«, quetsche ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Wilhelm stemmt die Hände in die Seiten. »Ich erteile hier die Befehle.«

»Wir sind nicht im Dienst.«

»Ein Hitlerjunge ist immer im Dienst. Besonders in Zeiten wie diesen.«

Um uns herum sind alle ganz still geworden. Auch von der Mädelsgruppe drehen sich alle Köpfe in unsere Rich-

tung. Ich will mir den Abend heute nicht von Wilhelm versauen lassen und zwingen mich dazu, mich von ihm abzuwenden.

Dann kommt der erlösende Ruf von Olaf. »Es geht gleich weiter.«

Wilhelm wirft mir einen letzten verächtlichen Blick zu und schert sich davon.

»Jetzt wird es aber wirklich Zeit, dass wir dem mal zeigen, was 'ne Harke ist«, sagt Gerhard und schlägt mir auf den Rücken.

Ich nicke. Bevor wir zurück auf den Platz laufen, fange ich noch einmal Herbert ab. »Was ist jetzt mit August? Johannes hat in der ersten Halbzeit nicht gerade gegläntzt ...«

Herbert beäugt mich schief. »Was hast du eigentlich mit dem August Hubrich, Anton?«

Ich zucke die Achseln. »Ich finde einfach, dass jeder die Möglichkeit bekommen sollte, mitzuspielen. Und du weißt doch, was er gestern durchgemacht hat«, füge ich mit gesenkter Stimme hinzu. »Das müssen wir wieder wett machen.«

»Also gut, auf deine Verantwortung!« Herbert sieht mich streng an, bevor er Johannes, der sich schon aufgestellt hat, vom Platz winkt und stattdessen August herbeiruft.

Der kann erst gar nicht glauben, dass er gemeint ist. Aber dann springt er wie von einer Sprungfeder getrieben vom Boden auf und rast zu unserem Tor.

Ich begeben mich auf meine Position und versuche mich auf das Spiel zu konzentrieren, aber es gelingt mir nicht recht. Die Szene mit Wilhelm eben geht mir immer noch im Kopf herum. Was meinte er damit – es wissen alle, wen mein Vater gewählt hat? Wer soll das wissen und woher?

Ehe ich mich versehe, landen die Schwarzen zwei Treffer gleich am Anfang. Einmal, als Wilhelm sich durch einen kräftigen Kopfball über alle anderen Spieler hinauskatapultiert und einen unhaltbaren Ball spielt. Der zweite Treffer ist eher Zufall, den schlechten Sichtverhältnissen zu verdanken, denn die Sonne steht jetzt tiefer und wir spielen auf das westliche Tor zu. Ich muss mir bereits eine Hand über die Augen halten, wenn ich sehen will, wohin der Ball fliegt, besonders bei hohen Pässen. Wir liegen sechs zu drei im Rückstand.

Herbert wirft mir einen vernichtenden Blick zu. Wahrscheinlich macht er mich dafür verantwortlich, dass August die beiden Bälle nicht gehalten hat. Nicht halten können! Ich trabe auf die andere Seite des Spielfeldes in die Nähe der Mittellinie und drehe dem gegnerischen Tor den Rücken zu, sodass ich nicht mehr in die Sonne schaue. Es sind immer noch zehn Minuten Zeit. Genug, um mich wieder aufzurappeln und aufs Spiel zu konzentrieren.

»Hier«, schreie ich meinen Mannschaftskameraden zu, die im Mittelfeld den Ball erobert haben.

Martin, eigentlich unser Stürmer, hat sich weit nach hinten fallen lassen. Er bekommt jetzt den Ball und hält auf mich zu, passt ihn zu mir und rennt mit mir weiter aufs Tor zu. Der Ball fliegt zwischen unseren Füßen hin und zurück, immer kurz bevor die gegnerische Abwehr ihn erreicht. Die Zuschauer jubeln wieder. Dann schießt Martin. Ich halte den Atem an. Nein! Latte.

Doch der Ball prallt zurück, geradewegs vor meine Füße. Ein Verteidiger der Schwarzen kommt frontal auf mich zu, verdeckt meine Sicht. Ich habe keine Zeit, um groß zu überlegen oder zu zielen. Ich vergesse den heranrasenden Spieler und konzentriere mich auf den Ball, kicke ihn mit

meiner ganzen Kraft in die Richtung, in der ich das Tor vermute. Oh Wunder, der Schuss sitzt. Sechs zu vier!

Jetzt scheint es mit unserer Moral wieder bergauf zu gehen. Noch sieben Minuten für zwei Tore? Kein Problem! Wir lassen die Schwarzen kaum mehr in Ballbesitz kommen, brüllen uns die Seele aus dem Leib und rennen, bis wir Seitenstechen haben. Eine Minute vor Abpfiff fällt der Ausgleichstreffer.

Jetzt wird es richtig heiß. Die Kinder auf dem Hügel sind alle aufgesprungen. Max schwenkt ein weißes Dreiecksfähnchen, dass er weiß Gott wo aufgetrieben hat. Aber Wilhelm will sich seinen Sieg nicht nehmen lassen. Er rangelt mit Herbert auf der Mittellinie und gewinnt den Ball, ohne Foul. Noch einmal beginnt er einen Sprint auf unser Tor zu, in dem August steht.

Ich renne hinter Wilhelm her, mobilisiere meine letzten Kraftreserven, von denen ich gar nicht wusste, dass ich sie besitze. Verschwommen nehme ich aus den Augenwinkeln wahr, wie alle meine Mannschaftskollegen mitlaufen. Wilhelm ist mir immer noch eine Armeslänge voraus. August stehen die Schweißperlen auf der Stirn. Er scheint unter dem Ansturm des Gegners immer kleiner zu werden. Ich sehe den Ball schon an ihm vorbei ins Netz fliegen.

Doch kurz vorm Strafraum werfen sich Gerhard und unser zweiter Abwehrspieler Karl in Wilhelms Weg. Mit einem Ellbogenhieb in die Rippen befördert Wilhelm Karl ins Aus. Aber Gerhard lässt nicht so schnell locker. Ich schreie ihm irgendetwas zu, ohne zu wissen, was. Dann geschieht es. Wilhelm, der Koloss, stürzt, überschlägt sich und bleibt auf dem Rücken liegen, sein Schienbein umklammert. Olaf rennt auf ihn zu.

»Schwalbel«, rufen Gerhard und Herbert wie aus einem Mund. Ich habe keine Puste mehr, um mich daran zu beteiligen, nicke aber heftig.

Olaf hebt die Hand zum Schiedsspruch. Elfmeter. Na toll!

Wilhelm kann auf einmal wieder ohne Probleme aufstehen und humpelt zur Strafraumlinie.

»Das ist das Ende«, murmelt Gerhard. Er ist ganz bleich geworden. Max hat sich wieder hingesetzt, das Fähnchen hängt schlaff herunter.

Auch August steht mit nach vorne sackenden Schultern im Tor. Ich lasse mich fast von der allgemeinen Mutlosigkeit anstecken. Aber dann denke ich daran, wie Wilhelm uns gestern getriezt hat. Ich denke an Vater, dessen Namen er in den Dreck ziehen wollte. An August, der schon viel zu oft verloren hat. Und ich beschließe, dass wir nicht aufgeben können. Wenn wir schon verlieren, dann wenigstens erhobenen Hauptes.

Ich straffe meine Schultern und nutze die Zeit, in der Olaf den richtigen Platz für den Ball ausmisst, um zu August ins Tor zu laufen. Ich klopfe ihm auf die Schultern und beuge mich vor, um ihm atemlos etwas ins Ohr zu flüstern.

»Beim Elfmeterschießen ist der Braun ziemlich einfalllos. Meist in die obere linke Ecke. Wenn du dich einfach dahin wirfst, dann hast du gute Chancen.«

»Ehrlich?«

Ich blicke August einen Moment lang fest in die Augen, während sich Wilhelm und seine Mannschaft ein dreifaches »Sieg – Heil!« entgegenbrüllen.

Dann sage ich ernst: »Du bist jetzt unser letztes Bollwerk vor dem Ansturm des schwarzen Heeres. Wir verlas-

sen uns auf dich. Ich weiß, dass du es schaffen kannst. Sonst hätte Herbert dich nicht ins Tor gestellt. Denk immer dran, wie der Braun dich gestern in den Dreck gedrückt hat. Wenn du diesen Ball hältst, kann er dich beim nächsten und übernächsten Mal so oft mit der Nase aufs Pflaster stoßen, wie er will – du weißt dann, dass er nie über dich siegen wird.«

Ich sehe, wie seine Augen sich weiten und sich mit einem fast gläsernen Schein überziehen. Ich nicke ihm noch einmal zu, dann pfeift mich Olaf aus dem Weg.

Obwohl ich August so zuversichtlich zugeredet habe, stehe ich jetzt am Rande des Strafraums neben Gerhard mit einem Knoten im Magen und zusammengeballten Fäusten. August trippelt auf seinem Platz hin und her, klatscht in die Hände und schlägt sich dann auf die Oberschenkel. Er blinzelt zwar noch immer durch seine dicken Brillengläser, aber er wirkt wie ausgewechselt.

»Was hast du ihm da zugeflüstert?«, fragt Gerhard.

»Nur, wohin der Braun meistens schießt.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe keine Ahnung«, sage ich.

Wilhelm nimmt Anlauf. Er täuscht an. In dem Moment, als Wilhelms Schuh mit dem Ball kollidiert, springt August vom Boden ab. Wie ein Geschoss saust der Ball durch die Luft, ich kann ihm kaum mit den Augen folgen. Ich habe auf gut Glück auf die linke obere Ecke getippt. Genau in diese Richtung wirft sich jetzt August. Er zieht seinen ganzen kleinen, dünnen Körper in die Länge, die Arme weit nach oben gestreckt. Ich wage kaum zu blinzeln. Ein hässliches Klatsch-Geräusch und ein leises Klirren. Ich zucke zusammen. Treffer?

Ja. Aber nicht ins Tor! Der Ball ist dem armen August direkt ins Gesicht geflogen. August und der Ball fallen gleichzeitig ins Gras zurück. Der Ball rollt ein paar Meter weiter, dorthin, wo auch Augusts Brille liegt.

Der Schiri pfeift das Spiel ab. Es ist kein weiteres Tor gefallen. Gleichstand, und doch ein Sieg. Wir rennen alle zu unserem Torhüter hinüber, der jetzt zum Helden geworden ist. August rappelt sich noch etwas benommen auf, stützt sich auf einer Hand ab und tastet mit der anderen vorsichtig sein Gesicht nach Druckspuren auf der Nase und unter den Augen ab, wo der Aufprall des Balls ihm das Brillengestell in die Haut gebohrt hat. Es ist ein wenig blutig und geschwollen, aber als wir ihn umringen, fragt er nur: »Hab ich ihn gehalten?«

»Ja, Mann, hast du!«, ruft Herbert und schlägt ihm kräftig auf die Schulter, sodass August beinahe wieder zusammenbricht.

Ich grinse breit. »Hab doch gesagt, obere linke Ecke«, raune ich ihm verschwörerisch zu.

Gerhard hat inzwischen die Brille wieder aus dem Gras aufgelesen. Sie ist vollkommen verbogen, das rechte Glas gesplittert, wie ein Spinnennetz ziehen sich die Risse darüber, und das linke fehlt völlig. Aber August winkt ab. »Papa wird böse sein, aber ich habe ja noch eine Ersatzbrille.«

Dann tragen wir unseren Helden des Tages auf unseren Schultern vom Platz, umringt von den jubelnden Kindern. Ich schaue mich kurz um und entdecke Wilhelm, der allein und mit verbissener Miene am Rand des Spielfelds steht. Unsere Blicke treffen sich für einen winzigen Augenaufschlag und ich erwarte, Wut darin zu sehen. Aber da liegt noch etwas anderes in diesem Blick – etwas, das ich dort nicht erwartet hätte. Eifersucht?

Kapitel 5

Vor mir ragt das graue, zweistöckige Wohnhaus von SS-Hauptsturmführer Braun in die Höhe. Der schmiedeeiserne Zaun, der das Grundstück umschließt, ist bestimmt ein Meter achtzig hoch und oben mit spitzen Zacken versehen. Trotz der blühenden Beete im Vorgarten macht das Haus auf mich den Eindruck eines Gefängnisses. Am liebsten würde ich wieder kehrtmachen. Aber ich habe den Auftrag, die Standuhr im Arbeitszimmer zu reparieren, und hoffe nur, dass ich Wilhelm dort drin nicht antreffe.

Auf mein Klingeln hin öffnet ein Mädchen in blütenweißer Schürze und mit Häubchen auf dem dunklen Haar die Eingangstür. Sie ist vielleicht ein oder zwei Jahre älter als ich, und lächelt mich freundlich an.

»Sie sind der Uhrmacher, den der gnä'ge Herr bestellt hat?«

Ich nicke und hebe die Werkzeugtasche in meiner rechten Hand hoch. Sie lässt mich ein. Im Inneren ist es gar nicht so düster wie es von außen im hellen Sonnenlicht den Anschein hatte. Von der mit kalten Marmorfliesen ausgelegten Eingangshalle führt eine Holztreppe mit dunkelglänzendem Geländer ins Obergeschoss. Rechts und links neben der Treppe thronen zwei Büsten auf halbhohen Marmorsockeln. Von rechts starrt mich mit weißen, blicklosen Augen Adolf Hitler an, links ist ein Mann, den ich nicht erkenne. Vielleicht einer ihrer Familienvorfahren.

»Kommen's mit, ich zeig Ihnen das Arbeitszimmer«, sagt das Mädchen und deutet auf einen Flur, der rechts von der Eingangshalle abgeht. Vor einer hohen Tür mit kunstvoll geschnitzter Klinke macht sie Halt.

»Der Hausherr ist ni' da, also lassen sich's ruhig Zeit.«
Sie hält mir die Tür auf und knipst im Inneren das Licht an.

Ich reiße die Augen auf. Das ist kein Arbeitszimmer, das ist eine Bibliothek! Die Decke, die ich mit in den Nacken gelegtem Kopf bewundere, besteht beschnitzten Holztafeln. Die Reliefs werden von dem elektrischen Kronleuchter angestrahlt, sodass die Gestalten und Szenen fast lebendig wirken. Und die Wände sind ringsum mit Bücherregalen vollgestellt.

Das Hausmädchen reißt mich aus meiner Bewunderung. »Die Uhr is gleich hier. Ich bring Ihnen noch eine Erfrischung vorbei.« Sie scheint zu erwarten, dass ich etwas sage.

»Danke«, bringe ich hervor. Als sie aus dem Zimmer gegangen ist, trete ich an die Standuhr in der Ecke, um sie mir genauer anzusehen. Über ihr hängt ein Führerportrait. Die Uhr und das Gesicht Hitlers sind beide vom Schreibtisch aus gut sichtbar. Die beiden schweren kupferfarbenen Pendel hinter den Glasscheiben sind stehen geblieben. Ich werde die Uhr von der Wand abrücken müssen, um das Uhrwerk zu überprüfen.

Das Mädchen kommt zurück. Sie trägt ein Tablett mit Butterkeksen und einer Karaffe Milch. »Eine Kleinigkeit für Sie, wenn Sie Hunger bekommen.«

Ich nicke ihr zu. Sie zögert an der Tür und schaut mich unter ihren dunklen Wimpern an, dann schlägt sie die Augen nieder. Mir wird ein wenig flau im Magen, doch als ich ihren Blick nicht erwidere, dreht sie sich abrupt um und schließt die Tür hinter sich.

Ich nehme mir einen Keks und schlendere zu einem der Bücherregale. Mit dem Zeigefinger fahre an den langen Reihen dicker Ledereinbände entlang. Einige Schriftzüge sind kaum noch lesbar. Es gibt die zwölfte Auflage von

Meyers' Lexika, eine Ausgabe von Band 1 und 2 von Mein Kampf, sogar alle 56 Bände der Allgemeinen Deutschen Biographie. Die Brauns müssen hochgebildete Leute sein. Oder sie wollen nur den Eindruck erwecken ...

Wie gern würde ich mich in eines dieser Bücher vertiefen. Biographien habe ich immer schon gern gelesen. Es ist so inspirierend, zu erfahren, wie viele große Musiker, Künstler und Denker aus einfachen Verhältnissen stammten ...

Aber ich habe keine Zeit dafür, denn ich will nicht länger als unbedingt nötig in diesem Haus bleiben. Also mache ich mich ans Werk. Über der Arbeit vergesse ich die Zeit.

Erst ein Poltern im Flur lässt mich aufschrecken. Es klingt wie die Eingangstür, die zugeschlagen wird. Gedämpfte Stimmen ertönen, Schritte kommen den Flur entlang. Ich will Herrn Braun wirklich ungern unter die Augen treten. Ich weiß nicht, wie er zu mir steht, was Wilhelm ihm über mich erzählt hat, aber ich erinnere mich, dass mein Vater und Herr Braun ein sehr eisiges Verhältnis zueinander hatten.

Eine Tür quietscht ganz in der Nähe und schwere Tritte knarzen auf dem Parkett. Vom Arbeitszimmer geht eine Seitentür ab, die einen Spaltbreit offensteht. Er muss sich im angrenzenden Raum befinden, denn jetzt höre ich das Klirren von Glas an Glas und ein leises, aber deutliches Gluckern, als würde sich jemand ein Getränk einschenken. Dann ein zweiter, leichterer Fußtritt und eine Frauenstimme. »Du bist früh zurück.«

Wenn sie man nur nicht ins Arbeitszimmer kommen. Ich fühle mich wie ein gemeiner Dieb, dabei bin ich doch auf Wunsch des Hausherrn hier.

»Werde in den nächsten Wochen genug Arbeit haben. Habe heute erfahren, dass wir ein Arbeitslager für die FA-MO-Werke einrichten sollen, mit Häftlingen aus Groß-Rosen. Nächsten Monat soll alles bereit sein. Ich bin als Aufseher für alles verantwortlich. Aber ist auch gut, dass das faule Pack endlich mal nützliche Arbeit bekommt. Durchfüttern müssen wir sie und was haben wir davon? So können sie sich an Kriegswichtigen Arbeiten beteiligen.«

Mir läuft es eiskalt den Rücken herunter. Ich möchte mich am liebsten sofort verkrümmeln, muss aber die Uhr noch stellen. Dafür ziehe ich eine kleine Taschenuhr als Vorbild heran und sehe erschrocken, dass es schon halb vier ist.

»Wo steckt der Bengel?«, fragt Braun mit gereizter Stimme.

»Heute hat er doch Boxen.«

»Von wegen Boxen. Der Lück hat mich angerufen und gefragt, warum ich Wilhelm denn nicht mehr zum Training schicke.«

Frau Braun gibt einen überraschten Laut von sich. »Ich weiß nicht ... Er hat mir nichts gesagt.«

Da ertönt aus dem Hausflur ein weiteres Mal das Geräusch einer sich leise öffnenden und schließenden Tür.

»Das wird er sein«, sagt Frau Braun und eilt aus dem Raum.

Ich lausche mit klopfendem Herzen auf eine Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen. Wenn ich jetzt gehe, stoße ich garantiert mit Wilhelm oder seiner Mutter zusammen. Es dauert nicht lange, da höre ich Wilhelms Stimme im Nebenzimmer.

»Du wolltest mich sehen, Vater?« Seine Stimme klingt kleinlaut.

»Hast du mir irgendeine Erklärung abzugeben, warum du dich wie ein Feigling vor den Trainingsstunden drückst? Habe ich dich so erzogen?«, fragt Braun scharf. »Wo bist du in der Zeit gewesen, in der du beim Boxen sein solltest?«

»Vater ...?«

Ich sollte verschwinden, aber eine ungesunde Neugier hält mich an Ort und Stelle.

»Zum Narren hast du mich gemacht. Ist dir das klar? Vor dem Lück und allen anderen Parteigenossen. Der Braun, der hat ja nicht mal seinen Sohn unter Kontrolle, heißt es jetzt, wie soll er da ein Arbeitslager leiten!« Seine Stimme schwillt zu einem Schreien an.

»Vater, ich ...«

»Und wo bist du bitte schön gewesen, in der Zeit, in der du beim Boxen sein solltest?«

»Nirgendwo.« Wilhelms Stimme klingt stur und unnachgiebig, aber das leichte Zittern kann er nicht unterdrücken.

»Dir werde ich das Lügen schon noch austreiben«, knurrt Braun.

Ich höre laute Klatschgeräusche und beiße unwillkürlich die Zähne zusammen. Wenn ich nicht der Meinung wäre, dass Wilhelm eine gehörige Tracht Prügel verdient hätte, könnte er mir glatt leid tun. Ich will mich aus der Tür schleichen, doch als ich gerade die Klinke herunterdrücke, kommt wieder jemand den Flur entlang.

»Reicht es noch nicht?«, sagt Braun in eine Pause zwischen seinen Schlägen. »Dann muss ich wohl andere Maßnahmen aufziehen. Grete, hol das Vieh her.«

»Jawohl, gnä'ger Herr.« Das ist die Stimme des Hausmädchens.

Kurz darauf höre ich das Japsen eines Hundes, der an kurzer Leine geführt wird und gegen den Druck nach vor-

ne zieht. Das muss Wilhelms Doberman-Hündin sein, mit der ich ihn manchmal spazieren gehen sehe. Sie macht den Mädchen Angst, aber ich glaube, sie ist einfach nur ungestüm, nicht böseartig.

»Nein!«, ruft Wilhelm und es klingt beinahe verzweifelt.

Dann wieder ein schauerliches Klatschen, Leder auf Fleisch. Der Hund jault auf.

»Vater, hör auf! Sie kann nichts dafür.«

Dann höre ich sie miteinander rangeln, etwas fällt mit lautem Krach zu Boden.

»Lass meinen Arm los, du Bengel.«

»Lass du meinen Hund in Ruhe. Ich meine es ernst, Vater!«

Ich kann kaum glauben, dass sich Wilhelm so für jemanden ins Zeug legen kann, und wenn es nur ein Hund ist. Aber ich will mich nicht länger hier aufhalten. Jederzeit kann jemand in dieses Zimmer kommen und mich entdecken. Wilhelm würde mich noch mehr hassen – falls das überhaupt möglich ist –, wenn er wüsste, dass ich die ganze Begegnung belauscht habe.

Ich schnappe mir meine Tasche, während die beiden immer noch miteinander streiten. Leise, leise drücke ich die Türklinke herunter und – stoße fast mit Wilhelm zusammen, der seinen Hund am Halsband hält und sich aus dem Nebenraum zurückzieht.

Als er sich umdreht und mich erkennt, nimmt sein Gesicht einen noch schockierteren Ausdruck an. Seine Augen glänzen verdächtig und unter seinem linken deutet sich bereits eine rote Schwellung an.

Er zieht die Tür hinter sich zu, bevor er etwas sagt.

»Verdammt, Köhler, was hast du denn hier zu suchen?«

Er spricht mit gedämpfter Stimme.

»Ich habe eure Uhr repariert«, sage ich knapp.

Wilhelm starrt mich an, während sein Hund mit eingezogenem Schwarz neben ihm sitzt und mich nicht einmal beschnüffelt. Ich würde am liebsten in einem Loch im Boden versinken.

Sein Mund verzieht sich angewidert. »Verschwinde«, flüstert er.

Nichts lieber als das, denke ich, und schiebe mich an ihm vorbei, um in die Eingangshalle zurückzugelangen.

Kapitel 6

Januar 1945: In der Kaserne in Breslau

Als wir vom Krankenrevier zurückkommen, sind alle in der Stube mit dem Säubern ihrer Uniformen und dem Aufräumen ihrer Spinde beschäftigt. Diejenigen, die schon fertig sind, liegen auf ihren Betten, um einen Brief zu schreiben, zu lesen oder Karten zu spielen.

»Reichlich spät dran«, murrte Wilhelm zur Begrüßung.

»August geht's besser«, verkünde ich, ohne auf ihn einzugehen.

Trotzdem beeile ich mich, meine Stiefel auszuziehen, und beginne damit, das Leder mit einer Bürste zu bearbeiten, bis es glänzt. Danach ist die Uniform an der Reihe. Ich ziehe mir die Jacke und Hose aus und hänge sie auf einem Bügel an meine Spindtür, um sie abzuklopfen und zu reinigen.

Während Gerhard, der Stubendienst hat, die Dreckkrümel unter die Betten fegt, wird die Tür aufgerissen und Unteroffizier Stoß platzt herein.

Ich springe rasch auf und trete vor, um korrekt Meldung zu machen. »Herr Unteroffizier, melde neunzehn Jungen in der Stube anwesend. Hubrich liegt noch auf dem Krankenrevier.«

Stoß untersucht wie jeden Abend die Spinde und inspiert die Uniformen und Stiefel. Ich hoffe, dass er heute nicht so gründlich vorgeht, weil wir nicht so viel Zeit hatten wie sonst.

»Das nennt ihr geputzt?«, fragt er mit gefährlich leiser Stimme, als er die Stiefel von Gerhard und mir ansieht.

Ich seufze im Stillen.

Er hebt meinen Schuh mit Daumen und Zeigefinger am Schnürsenkel hoch, als wäre es ein abstoßendes Stück Unrat. »Geputzt heißt, dass ihr von der Schuhsohle Honig herunterschlecken würdet, wenn ich welchen darauf verteile. Würdet ihr von dieser Schuhsohle Honig essen?« Er lässt meinen Schuh direkt vor meiner Nase baumeln.

Verdammt, in meiner Eile habe ich die Unterseiten meiner Stiefel vergessen. Aber ich bin sicher, dass er nur nach einem Grund gesucht hat, um auf uns herumzuhacken.

»Nein, Herr Unteroffizier.«

»Und du willst Stubenältester sein? Habt ihr in den letzten Wochen nicht gelernt, was es heißt, Ordnung zu halten? Los, ab marsch, alle nach draußen in den Hof und zehn Runden drehen.«

»Aber ...«, protestiert Wilhelm.

»Nichts aber. Ihr seid eine Stube. Wenn einer Mist baut, sind alle mit dran. Hängt einer, hängen alle. Merkt euch das! Und jetzt marsch!«, brüllt er.

Auch die Kameraden, die sich bereits für einen gemütlichen Abend eingerichtet haben, müssen jetzt in Windeseile in wieder in ihre Dienstkleidung schlüpfen und in die Dunkelheit und Kälte hinausrennen. Zehnmal hetzt uns Stoß über den Hof, auf dem sich der Schnee unter vielen Soldatenfüßen zu Matsch verwandelt hat, der aber jetzt in der Nacht betonhart gefroren ist und durch seine vielen Kuhlen und Löcher wahre Stolperfallen bildet. Ein kleiner Trost ist, dass auch Wilhelm nicht um diese Sache herumkommt.

»Tiefflieger von links«, schreit Stoß mit unverkennbarer Freude.

Ohne zu zögern lasse ich mich zu Boden fallen, wie wir es in der HJ so oft geübt haben. Der harte Schlamm schürft

meine Handballen auf. Trotz der gefühlten zwanzig Grad unter null wird Stoß scheinbar nicht kalt. Er lässt uns das Manöver noch einige Male wiederholen.

Endlich brüllt er: »Alle wieder zurück auf die Stube. Und putzen! Eher gibt's keine Nachtruhe für euch.«

Ich spüre beinahe körperlich die Abneigung, die unsere Kameraden mir und Gerhard in diesem Moment entgegenbringe. Sie machen uns für diese nächtliche Sporteinlage verantwortlich und haben damit nicht mal unrecht.

»Wenn ihr schon zu spät kommt«, beschwert sich sogar Herbert, sobald wir zurück auf der Stube sind, »dann macht danach wenigstens euer Zeug richtig sauber, sodass selbst der Stoß von euren Schuhsohlen den Honig lecken würde.«

»Ich bin dafür, dass ihr beide jetzt die Stiefel von uns allen putzt!«, sagt Wilhelm, nicht ohne eine gewisse Genugtuung in der Stimme.

Ich habe keine Lust, mich mit ihm zu streiten. Außerdem lese ich aus den Blicken der anderen, dass sie auch nichts dagegen hätten, wenn wir das für sie übernehmen.

»Fein. Machen wir«, sage ich und nehme ihm den Wind aus den Segeln.

Dann sind wir die halbe Nacht mit Schuheputzen beschäftigt, während die anderen längst in ihren Betten schnarchen.

Das war's.

Ich hoffe, dir haben die Bonuskapitel gefallen. Kannst du dir vorstellen, warum ich sie aus der Endfassung des Romans entfernt habe?

Vieles davon ist Vorgeschichte: Die ist zwar ganz interessant und auch das Schreiben hat mir Spaß gemacht, aber am Ende habe ich mich doch entschieden, sie nur am Rande zu erwähnen, damit die eigentliche Geschichte schneller beginnt.